

Die „Frauen=Zeitung“ der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Siegerin

Skizze von Magda Trott

1. Ganz durch Zufall hatte es Adda entdeckt, daß der Gatte heute abend eine Freundin besuchen wollte. Aus dem gefundenen Briefe ging hervor, daß jene lange ge-jögert hatte, ehe sie Erfüllung des sehnlichsten Wunsches versprach. Nun schien es aber so weit; Peter wurde er-wartet.

Sie kühlte sich die Augen, die von häufig vergossenen Tränen gerötet waren. Nur nichts merken lassen. Den Kampf aufnehmen gegen die andere, die sie zu bestehlen drohte. Man erwartete ihren Gatten erst sehr spät, er würde Adda gegenüber eine Verabredung mit einem Freund vorführen, weil er wußte, daß sie zeitig zur Ruhe gehen würde.

Sie schmückte den bereits zum Abendbrot gedeckten Tisch mit Blumen, kleidete sich in sein Lieblingsgewand und steckte blutrote Rosen vor die Brust. Dann stand sie lange vor dem Spiegel und quälte sich, den Augen, die noch in jähem Erschrecken über das soeben Erfahrene brannten, einen schelmischen, lieblichen Ausdruck zu geben.

Nur nichts merken lassen. Er durfte nicht wissen, daß sie jetzt mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen den Kampf gegen die andere aufnahm.

Er kam heim. Sichtlos neben, auf der Stirn die Falte, die darauf hindeutete, daß er subtil behandelt sein wollte. Sie war ganz die zuvorkommende, lebenswürdig-lächelnde Gattin, dabei doch in nichts aufdringlicher als sonst, nur hatten alle Handreichungen einen fast zärtlichen Unterton. Und als er endlich die Serviette zusammenfaltete, war die Falte von der Stirn verschwunden. Sie hing sich in seinen Arm und begann zu plaudern, sie lächelte, als er ihr sagte, daß er sich heute abend mit einem Freunde verabredet habe. Dann fing sie ihre kleinen feinen Manöver an, um nur zu daß zu merken, daß er zerstreut blieb. Das ver-jing also heute nicht. Die Kämpferin mußte andere Waf-fen wegen. Sie hat den Gatten, einen Augenblick ins Kinderzimmer zu kommen. Gert hätte einen heißen Kopf, er möge einmal sehen, ob Fieber vorhanden sein.

Sie standen ein Weilschen zusammen am Bettchen des schlafenden Knaben. Eine Krankheit schien nicht im An-zuge, der Knabe lag ruhig und gesund in seinem Bettchen. Sie tastete nach seiner Hand. Er fühlte das leise Zittern, das durch ihren Körper ging.

Behutiam gingen sie wieder aus dem Schlafzimmer hinaus in trauliche Zimmer der Hausherrin. Er zog die Uhr — es war noch eine reichliche Stunde Zeit.

Eine ganze lange Stunde noch — und dabei nur eine Stunde, um zu kämpfen und zu siegen.

Sie sprach ihm mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme von allem Schönen. Duhende von Thematata wu-den gestreift, und doch brachte sie es nicht fertig, daß sie sein Auge tief in das ihrige senkte. Sie sah förmlich die Gedanken an die andere, die sich hinter seiner hohen Stirn wälzten.

Da deutete sie sich plötzlich über seine Hand und kühlte sie. Und als er erkannt auf sie niedersah, tönten ihm ans Ohr zitternde Worte des Dankes für all das Glück, das er dem Weibe in der zweijährigen Ehe geschenkt. Es stieg ihm heiß ins Gesicht, als sie von dem Vater sprach, der dem Kinde zum leuchtenden Vorbild werden solle, von der Lauterkeit und Treue seine Charakters, von der Stütze, die sie an ihm hatte. Ihre Seele lag vor ihm in hingebungs-vollem Vertrauen, und all ihr Stammeln sang aus in die aus tiefstem Innern dringenden Worte: „In höchstes Vertrauen bettel ich meine unermessliche Liebe zu Dir!“

Er sagte kein Wort, aber sie fühlte das Jucken seiner Muskeln, sie vernahm den schweren Atem, und nun sah sie auch sein graues Auge ernst und fest auf sich ruhen — sie wußte, sie hatte geiegt.

Ihr Bild trübte sich auch nicht, als er nach einer halben Stunde wirklich nach dem Hut griff, um zu gehen. Der Händedruck, den sie zum Abschied erhielt, war mehr denn ein Gelöbnis.

Nach zwanzig Minuten kehrte er zurück mit dem Bemerkens, er habe den Freund nicht getroffen. Sie sagte nichts darauf, sie hatte es schon gewußt, daß er nur einen Rundgang durch die Straßen gemacht hatte, um den inneren Sturm zur Ruhe zu bringen.

Er nahm die Rechte seines Weibes zwischen seine bei-den Hände: „Komm noch einmal ans Bettchen unseres Kindes.“

Das fleißige Lieschen

Von Jenny Stein-Rihaupt

1. Lieschen war ein sehr fleißiges kleines Mädchen. Nicht nur, daß sie in der Schule alle ihre Arbeiten zur Zufriedenheit der Lehrer und Lehrerinnen erledigte, sie war auch daheim immer bemüht zu helfen. War ein Weg zu gehen — Lieschen war bereit, diesen zu machen. Wollte die Mutter eine Hilfe in der Küche haben, — Lieschen war jogleich zur Stelle, schälte Kartoffeln, pühte Gemüse, wusch Tassen und Teller und trocknete das Geschirz sorgfältig ab. Sie war immer beschäftigt und anständig und geschickt zu jeder Arbeit.

Es war vor Weihnachten und Lieschen hätte der lieben Mutter so gern eine rechte Freude gemacht. Da sah sie in einem Schaufenster etwas ganz Reizendes ausstehen: Kleine Wollpüppchen auf Tischkarten, auf Flaschenhorken, auf Briefbeschwerern. Sie konnte sich von dem niedlichen Anblick gar nicht trennen, und schließlich ging sie in den Laden hinein und fragte, was solche Wollpüppchen wohl

kosteten. O weh, sie waren viel zu teuer für ihr geringes Taschengeld. Da faßte sie sich ein Herz und fragte die freundliche Verkäuferin, ob sie sich derartige Geschenke wohl auch selbst anfertigen könne. Sie hätte zu gern mehrere von den reizenden Wollpüppchen gearbeitet. Die Verkäuferin erklärte Lieschen nun, wie sie es anfangen müsse, um solche Püppchen anzufertigen; den Draht dazu müsse sie sich freilich in einer Blumenhandlung besorgen. Als Lieschen alles beisammen hatte, Draht, Wolle und Tischkarten, be-gab sie sich jogleich an die Arbeit. Unter ihren geschickten Fingern entstanden nach der Vorlage aus dem Schau-fenster eine feine Koldlerin, ein Turner, eine Tänzerin, o, wie niedlich sah die kleine Gesellschaft aus und immer wurde ein Püppchen niedlicher als das vorhergehende, weil Lieschen mit der Zeit Übung bekam. Das kleine Mädchen setzte dann die Koldlerin auf eine Tischkarte, die schlante Tänzerin und den Turner aber auf zwei selbst-geheftete Eierwärmer, weil ihr die freundliche Verkäuferin das noch empfahl. Und dann arbeitete sie noch zwei hohelegante Kokolodamen auf zwei Tischkarten. Es war viel Mühe bei dieser Arbeit, aber da es Lieschen an Fleiß und Ausdauer nicht fehlen ließ, ward sie schließlich vom schönsten Erfolg getront.

Als Lieschen ihrer Mutter zu Weihnachten das reizende Geschenk überreichte, war die Freude und Ueberraschung groß und alle waren des Lobes voll über das fleißige Lieschen.

Nichtet ihr nicht versuchen, es dem fleißigen Lieschen nachzumachen?

Männliche Tugenden

1. Wer immer nur die Karikatur des Weibes sieht, wie viele in Kleidung, Haltung und Körperbildung dem Manne zu gleichen trachten, wer die moderne Frau nur in den männlichen Berufen sieht, die ihr nicht liegen, wer sie mit burlesken Manieren sieht oder feststellt, daß sie raucht, trinkt und boxt wie ein Mann, der kennt die Frau von heute überhaupt nicht und weiß nicht, wie sehr sie dem starken Naturgesetze des ewigen Ausgleiches gehorcht, indem sie in einer Zeit, in welcher dem Menschlichen, Allzu-menschlichen die glühendsten Hymnen gesungen werden, nach Höherwertigkeit strebt.

Und zwar ringt sie nicht nur nach geistiger Höherwer-tigkeit, sondern auch nach seelischer Höherwertigkeit, und diese seelische Höherwertigkeit, als eine Art höheres Men-schentum empfunden, ist es, welche der Frau von heute als erstrebenswertes Kulturgut erscheint. Es sind nicht nur die Forderungen männlicher Freiheiten, welche ihr am Manne imponieren, es sind die typisch männlichen Tugenden, welche ihr nachstrebenwert dünken: Treue zur Sache und zur Person, Freundestreue, Führertreue, Treue zu sich selbst, Beständigkeit, Mut, Wahrhaftigkeit, Berschwiegenheit, Großzügigkeit usw.

Im Haushalte der Natur ist ein ewiger Ausgleich genau so, wie im eigenen Haushalte, sofern er auf gesunder Basis steht, und das Volksganze, die Volksgemeinschaft stellt einen ebenjohden Haushalt dar. In einem gesunden Haus-halte wird aber nie die Ergänzung eines Ueberflusses als notwendig erachtet, sondern die Ergänzung eines Mankos. Das Fehlende erfordert eine Ergänzung, nicht das Vor-handene.

Ein jedes Volk hat zu Zeiten schwere Krisen durchzu-machen, aber wenn diese Krisen innerliche sind, die mit Verwirrenheit, Uneinigkeit und Zerfahrenheit zusammen-fallen, dann geht auch ein Verfall des männlichen Prin-zips mit ihnen Hand in Hand, so daß dieser Verfall des männlichen Prinzips als eine Ursache der Krise anzusehen ist. Weil aber das Leben, die Existenz des Volkes, Stärke, Selbstaufopferung und Klugheit, kurz, weil es Männlich-keit braucht, schafft es sich den Ausweg, den die Natur immer findet, wenn es gilt, eine Schwäche zu überbrücken, sie legt in das Weib die Sehnsucht nach Höherwertigkeit, stählt seine Seele, läßt sein Verlangen nach Eigenglück ver-stimmen und stellt es mitten in Aufgaben, zu denen sich seine Kräfte erst schulen müssen. Gewiß, sie zahlt's mit ihrer Weiblichkeit, mit ihrem persönlichen Glück, aber gibt es ein Jögern, wenn sich um Leben und Tod der Nation handelt? Nicht nur sterbende Völker haben ihre Heldinnen, diese aber haben sie sicher! Die Geschichte kennt auch Beispiele, da sich Weibestreue mit Feldennut und Klugheit verband und den Feind in Verwunderung ver-setzte. Ob unsere Zeit große Männer hervorbringen wird? Aber bedeutende Frauen wird sie uns schenken, Frauen mit männlichen Tugenden. Lina Piehsch.

Mütter, die allein stehen

Von Paula Kalbweu.

Eines der traurigsten Kapitel in unserer an erschütternden Feststellungen doch wahrlich nicht armen Zeit ist die wirtschaftliche Lage alleinstehender Mütter. Vor einiger Zeit hat die Leitung einer Berliner Austunfts- und Beratungsstelle durch eine Umfrage an zwei Volksschulen eines westlichen Bezirks Mate-rials beigebracht, das deutlich beweist, daß wir es hier mit einem Problem von größter Bedeutung zu tun haben. Die Erhebung erfolgte in einem Bezirk, der verhältnismäßig günstige Ver-dienstmöglichkeiten bietet — im Norden und Osten Berlins lie-gen die Verhältnisse sicherlich noch erheblich schlechter — und trotzdem Zahlen, die einem ans Herz greifen! Erfahrt wurden 184 alleinstehende Mütter. Bei fast Allen wurde Ueberarbeitung festgestellt, die ihre Ursache hat in der Ausübung eines Berufes, dem sich die Versorgung des Haushalts und die Erziehung der Kinder angliedert.

Als am schwierigsten erwies sich die Lage der getrennt leben-den Mütter. Von den 184 Erfahnten waren allein 65 Prozent nur auf den Arbeitsverdienst angewiesen. Neben ihrem Berufsein-kommen besaßen 69 Prozent eine Rente, 41 Prozent erzielten irgendeine Unterstützung und 37 Prozent Zuwendungen von dem getrennt lebenden Gatten. Die Einnahmen aus der Beschäfti-gung sind — wie die Ermittlungen ergaben — überaus niedrig. Trotzdem brachten 30 Prozent der ledigen Mütter das fast Un-mögliche fertig, sich und ihre Kinder mit dem Wenigen durch das Leben zu schlagen. Bei den verheirateten Müttern waren 20 Pro-zent in der gleichen Lage, bei den geschiedenen 25 Prozent und bei den verwitweten 16 Prozent. Beachtenswert ist die Tatsache, daß von allen Beiträgern nur 36 Mütter nicht durch Haushalts-führung neben der Berufsarbeit belastet sind. Von 84 Müttern wurde festgestellt, daß sie ihren Haushalt und die Versorgung der Kinder ohne jede Hilfe versahen.

Diese dauernde Ueberlastung der berufstätigen alleinstehenden Mütter hat natürlich für sie einen sehr schlechten Ge-sundheitsstand zur Folge. Bei 7 Prozent sind ausgeprägte Leiden vor-handen, 26 Prozent geben an, daß sie durch die Schwere des Da-seinskampfes völlig verbraucht, nervös, erschöpft und ermüdet seien. Angesichts dieser Tatsachen kann nicht dringend genug be-tonnt werden, daß die sozial interessierten Kreise immer von neuem die Schaffung einer regulären „Müttererholungsanstalt“ fordern müssen. Die ersten Anfänge in der Richtung sind ja wohl gemacht, aber in ihrem geringen Ausmaß sind sie vorläu-fig doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein! Nun werden von sachverständiger Seite Ermahnungen darüber angestellt, wie man den offensichtlich vorhandenen großen Mangel wenigstens in Etwas mildern kann. Die Leiterin der Beratungsstelle, die die Umfrage veranlaßt hat, sieht einen Weg in der Begründung von Wohngemeinschaften für vier bis fünf arbeitende Frauen. Sie vertritt den Standpunkt, daß durch eine gemeinsame Wirtschaft-führung und Betreuung der Kinder durch eine der Mütter das Monatseinkommen der Wohngemeinschaft weit höher sein würde, als das der Alleinwohnenden bei den in der Großstadt so teu-eren Untermieten.

Von der Köchin Minna, der Milch und der Kartoffel

Von Loni Laumann-Kinzelmann

1. Das war eine ganz böse Geschicht. Minna, das Mädchen, sollte das Mittagessen herrichten und war ein-geschlafen, gerade mit dem Körbchen Kartoffeln auf dem Schoße, das Messer in der einen und eine dicke, runde Kar-toffel in der anderen Hand.

Wie sich die Kartoffel freute! Sie war noch jung und hatte noch gar keine Lust, zu sterben. Aber Minna hielt sie fest, trotzdem sie fest schlief und ihr Kopf immer tiefer auf die Brust sank. Nun begann sie sogar zu schnarchen. Wie begann die Kartoffel sich da zu fürchten — denn es klang auch wirklich ganz unheimlich durch die stille Küche. Aber nun hatte Minna die Hand doch wohl etwas ge-lockert. Die Kartoffel rollte von ihrem Schoß herab unter den Küchenherd.

„Hurra“ rief sie und nochmals: „Hurra! Ich bin der-diden Minna und dem bösen Messer entronnen!“

Oben auf dem Tisch stand ein Topf mit Milch. „Kuh“, rief die Milch. „Kuh! Warum schreist Du so, wecke nur das Mädchen nicht auf, denn es dauert dann nicht lange und es geht uns ans Leben. Aber gewöhnliche Men-schen müssen immer schreien, wenn sie etwas wollen.“ So rief nun die Milch mit einem bitterbösen Blick auf die Kartoffel.

Die wollte sich das aber nicht gefallen lassen. Ihre Augen traten did und zornig in ihr Gesicht: „Du Wasserjuppe“, rief sie zu der Milch herauf, „bilde Dir nur nichts ein!“

„Was sagst Du — Du — ordinäre Kartoffel — „Wasserjuppe?“ So etwas soll sich eine hochanständige Voll-milch gefallen lassen? Sehe ich aus wie Wasserjuppe? Weißgöblig sehe ich aus, das sieht doch jeder Dumme, daß ich rein und unvermilt bin. Ich bin reine Vollmilch!“ „Puh“, machte die Kartoffel, „pöche nur nicht zuviel mit Deinem rein weißgöbligen Gesicht. Mir ist ein dunkel-rotes oder ein blaues oder gelbbunkles lieber.“

„Aber wie ich schmecke, das ist gar kein Vergleich mit Dir, Du dumme Kartoffel, so rein, so süßlich. Wie gerne mich die Menschen trinken, und erst recht die Kinder. Wenn ich nicht wäre, würde keines der kleinen Menschenkinder in der Wiege groß.“

„O Du eingebildete Person“, antwortete nun die Kar-toffel, „als wenn sie nicht durch mich did und groß werden könnten.“

„Hih, hih“, lachte die Milch, „Kartoffelbäuche meinst Du wohl — hih, hih —, so eine aufgebläute Kartoffel! Nein, nein, liebe Frau Kartoffel, man hört es, daß Du nicht weit heruntommst: Säuglinge bekommen erst nur Milch — gar nichts anderes. Ich können sie noch gar nicht vertragen. Milch aber, die ist nahrhaft und jedem bekömmlich, dem Säugling sowie dem Greis, wie sein schmeckt sie, und so gut riecht sie und wie fett ist sie und lecker!“

Die Kartoffel jagte nichts mehr. Sie hatte gesehen, wie Minna aufwachte, wie sie sich laut gähmend die Augen rieb, eine neue Kartoffel aus dem Korb nahm und wie sie nun häftig zu schälen begann, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. Sie war bange, die Kartoffel, daß sie ent-deckt würde, und konnte daher nichts antworten.

Minna aber sprang nach einer Weile auf, ließ an den Herd, setzte den Topf mit Milch darauf und brummte etwas, was niemand in der Küche verstand.

Da aber hatte Minna die Kartoffel unter dem Herd entdeckt. Sie nahm ihr Messer, pickte es in die Kartoffel

